

Thomas Frahm

Wirklichkeit ist Vereinbarungssache

Bulgarische Erfahrungen

Bulgaren, die sich im Ausland treffen, haben etwas von Verlorenen an sich. Das liegt daran, daß sie Anpassung bis zur Selbstverleugnung betreiben. Sie bemühen sich nicht nur, die Sprache des Gastlandes in fieberhaftem Eifer bis zur Perfektion zu erlernen, sie streben auch in ihrem Sozialverhalten nach totaler Mimesis.

Während der fünfhundert Jahre, in denen Bulgarien Teil des Osmanischen Reiches war, hat es städtische Zentren im europäischen Sinne dort nicht gegeben. Bulgarien war zwischen 1393/96 und 1878 nicht mehr und nicht weniger als eine osmanische Provinz. Seine Städte, von denen Veliko Tarnovo, Pliska bei Schumen und Veliki Preslav als Sitz der bulgarischen Zaren und Plovdiv als Handelszentrum Bedeutung gehabt hatten, waren zu Verwaltungssitzen, bestenfalls zu Versorgungsknotenpunkten degradiert worden, in denen sogenannte Konaks - Verwaltungsgebäude, Moscheen und die Wohnviertel der türkischen Beamten – das Stadtbild prägten. Bulgaren waren fast vollständig auf die Dörfer verwiesen. Einzige Ausnahme waren Handwerker und Baumeister, denn in Lederverarbeitung und Bauwesen gab es viele bulgarische »Maestori«, die für ihre Fähigkeiten berühmt und dem osmanischen Herrscherhaus nützlich waren. Sogar viele Moscheen, etwa das größte erhaltene muslimische Gotteshaus auf der Balkanhalbinsel, die Ibrahim-Pascha-Moschee in Razgrad, war 1614 von albanischen und bulgarischen Baumeistern errichtet worden.

Auf den Dörfern lebten die Bulgaren nicht schlecht. Es gibt Zeugnisse, daß es den bulgarischen Bauern im 18. Jahrhundert materiell besser ging als vielen ihrer Kollegen in Nord- und Westeuropa. Auch das Zusammenleben mit den Türken funktionierte problemlos, wenn man den Quellen, aber auch den Erzählungen alter Bulgaren, die in Mischdörfern aufgewachsen sind, Glauben schenken darf. Um zu verstehen, wie diese friedliche Koexistenz mit dem Trauma des »türkischen Jochs« zusammengeht - den Grausamkeiten, dem Kinderraub, der völligen Rechtlosigkeit der Bulgaren -, muß man unterscheiden zwischen »Türken« und »Osmanen«. Die Türken waren das einfache Volk - und obwohl sie der Willkür der Herrscher der Hohen Pforte als Rechtgläubige

nicht in dem Maße ausgesetzt waren wie die orthodoxen »Gjaúri«, die Ungläubigen - unterschied sich ihr Leben abseits der Glaubensrituale nicht wesentlich von dem der Bulgaren.

Die in der bulgarischen Folklore so herzerreißend besungenen Unmenschlichkeiten gingen von der Oberschicht aus, den Agas und Effendis, eben den Beauftragten der Osmanen. Zuletzt hat Zülfü Livaneli in seinem Roman *Der Eunuch von Konstantinopel* die Verhältnisse am Serail beschrieben. Demnach war kaum ein Bediensteter bei Hofe Türke, nicht einmal der Großwesir. Ja, viele kamen noch nicht einmal aus dem Herrschaftsgebiet des Imperiums, sondern aus Frankreich, England, Deutschland oder Italien. Die berüchtigten Janitscharen wurden rekrutiert aus den unterworfenen Völkern: Im frühesten Kindheitsalter wurden sie den Eltern geraubt und zu bedingungslosen Streichern für den Sultan gedrillt, dem ihr Leben gehörte. Vor diesem Hintergrund erst können wir verstehen, welchen Rang die Folklore im Leben der Menschen hatte. Die Zeit der Nationalstaaten war hier im Osten ja noch nicht gekommen, und so leitete sich die Identität eines Menschen aus drei Komponenten ab: seiner Glaubenszugehörigkeit, seiner Sprache, seinem Namen. Dieser ermöglichte es, ihn einer genauen Adresse - seiner Herkunft - zuzuordnen. Jean-François Lyotard hat dies in seinem brillanten Aufsatz *Der Name und die Ausnahme* herausgearbeitet, und Czesław Miłosz, der polnische Nobelpreisträger litauischer Herkunft, schildert in seiner Autobiographie Ähnliches für Litauen in bezug auf die Konfessionszugehörigkeit. Ethnische Merkmale mögen eine Rolle gespielt haben, sie waren aber nicht entscheidend. Nicht nur, daß die Bulgaren ein Gemisch aus Slawen, Thrakern und dem Turkvolk der Proto-Bulgaren sind - bei einer erst kürzlich durchgeführten soziologischen Umfrage wurde ermittelt, daß sich viele Pomaken, ethnisch die reinsten Slawen Bulgariens, blond, groß und blauäugig, auf Grund ihres muslimischen Bekenntnisses eher den Türken als den Bulgaren zugehörig fühlen.

Ausdruck also der aus Konfession, Sprache und Herkunft gebildeten Identität der Menschen in Bulgarien war ihre Folklore. Lieder, Tänze, Dialekte, Trachten und Instrumente waren so etwas wie der Personalausweis. Deswegen ist die Rede von *der* bulgarischen Folklore widersinnig. Als im Zuge der nationalen Wiedergeburt des Landes zwischen 1762 und 1878 erstmals Niederschriften und Beschreibungen dieser Folklore erfolgten, konnte dies nur unter dem Begriff der Vielfalt geschehen. Gemeinsames Element war

allein der Reigen. Tänze waren also nicht, wie in den Ländern Westeuropas, Paartänze, sondern Reihen, in denen sich Männer und Frauen, nach Geschlechtern getrennt, im Schulter schluß zu Ketten verbanden und einander gegenüberstanden. Dies war das gemeinschaftsstiftende Element in allen bulgarischen Dörfern (und wohl auch sonst auf dem Balkan), und es hat sich bis in die heutige Zeit erhalten. Darum also: keine Sentimentalität, kein Patriotismus, wenn sich Bulgaren im Ausland um die Schultern fassen, sondern Rekonstituierung einer stets bedrohten Identität.

Daß diese Identität wirklich bedroht war und noch heute ist, hängt mit zwei Phänomenen zusammen. Die nationale Selbständigkeit Bulgariens war zu keiner Zeit mit wirklicher Autonomie verbunden. Bulgarien wurde, ebenso wie die anderen Balkanländer, nach der Herauslösung aus dem Osmanischen Reich nahtlos zum Spielball der europäischen Großmächte: Rußland, England, Österreich-Ungarn, Frankreich und Deutschland. Was Bulgarien war, hing von deren Interessen ab. Der Friedensvertrag von San Stefano, den Rußland am 3. März 1878 nach zweijährigem Krieg eigenmächtig mit der Hohen Pforte schloß und der Bulgariens Unabhängigkeit in den Grenzen von 1393 wiederherstellte, wurde noch im Juni desselben Jahres auf dem Berliner Kongreß widerrufen. Ostrumelien und Mazedonien wurden von Bulgarien abgetrennt, und im Interesse einer erhofften Stabilität wurde sogar die Ausgliederung des Landes aus dem kriselnden Osmanenreich in Form einer konstitutionellen Monarchie wieder rückgängig gemacht. Ein Bulgarien dieser Größe, und auch noch bis in die kommunale Verwaltungsebene von Russen »infiltriert«, das erschien den westlichen Großmächten denn doch zu riskant. Zwar durfte Bulgarien sich eine eigene Verfassung geben, aber es wurde in Berlin unter der »Moderation« Bismarcks zum Fürstentum im Verbund der Hohen Pforte zurückgestuft. Der Westen zog es vor, mit *einem* Herrscher Politik zu machen, der zum Beispiel lieber die in Serbien aufglimmenden ethnischen Nationalismen in Schach hielt, als sich mit deren Regelung selbst befassen zu müssen.

Da die Herrscher Bulgariens, beginnend mit Alexander von Battenberg (1879-1886), aus deutschen Adelsgeschlechtern rekrutiert wurden, entwickelte sich eine besondere Beziehung Bulgariens zu Deutschland. Die Hoffnungen Bulgariens, die Erniedrigung des Berliner Kongresses wettzumachen und sein Territorium in den Grenzen des Vertrages von San Stefano wiederherzustellen, richteten sich nach dem Krieg gegen Serbien 1885, den Balkankriegen 1912/13 und dem Ersten Weltkrieg immer stärker auf

Deutschland, so daß Boris III., der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten Simeon II. von Sachsen-Coburg-Gotha, 1941 an der Seite Hitlerdeutschlands in den Zweiten Weltkrieg eintrat. Nach der Errichtung der Volksrepublik 1946 übernahm das stalinistische Russland das Protektorat über Bulgarien, und so wurde die freie kulturelle Selbstbestimmung, für die der bulgarische Nationaldichter Christo Botev (1848-1876) in seiner Lyrik, seinen Zeitungen und schließlich an der Spitze seiner zweihundert Freischärler gekämpft hatte, wieder auf später vertagt.

Es gibt in Bulgarien so etwas wie eine unglückliche Liebe zur Gegenwart. Sie konstituiert sich aus drei Faktoren: dem Gefühl der Ohnmacht, aus eigener Kraft zu nationaler Identität zu finden; dem Gefühl der historischen Zurückgebliebenheit gegenüber den Gesellschaften Westeuropas; dem Gefühl, daß nur die Entscheidung für Europa dem Land eine Zukunft beschere kann, in der die Gegenwart mehr wird als ein Wartesaal. Im Moment ist die Ankunft in der EU für 2007 angegeben.

Es wäre interessant, sich hier über die reiche Diskussion, die bulgarische Schriftsteller seit etwa 1860 über das Verhältnis Bulgariens zu Europa geführt haben, auszubreiten; aber es genügt vielleicht der Hinweis, daß die Bulgaren mit dem Gefühl leben, daß sich seit der »Befreiung« 1878 nichts Wesentliches für sie getan hat. Ausdruck für diese unerfüllte Wiederherstellung der geschichtlichen Gerechtigkeit ist das Datum des bulgarischen Nationalfeiertages: Es ist der 3. März, der Tag des Vertrages von San Stefano.

Was die Bulgaren aus der Geschichte gelernt haben, ist, daß nur eine Mischung aus Selbstverleugnung und Wertkonservatismus ihre kulturelle Identität retten kann. Warum sollten sie nicht den Kopf vor den Herren neigen, bevor er abgeschlagen und auf den Pfahl gespießt wird, wenn man sie dafür das Bein beim Volkstanz heben läßt, immer schön gegen den Rhythmus und, ganz wichtig, mit kerzengeradem Rücken und gereckten Schultern.

### *Re-Balkanisierung?*

Trotz mancher offenen Frage: Die Osterweiterung der Europäischen Union ist beschlossene Sache. Aber die Ängste des Westens sind groß. Schon Thomas Mann hatte im *Zauberberg* die seltsame Faszination beschrieben, die die slawischen Patienten im Davoser Sanatorium auf Hans Castorp ausübten und gleichzeitig die Angst, die deren bis zur Selbstauflösung gehende Kommunikativität in dem distanzierten Hanseaten

auslöste. Seit einigen Jahren fließen diese Ängste ein in den Begriff »Re-Balkanisierung«. Damit ist gemeint, daß sich nach der Auflösung der inzwischen vergleichsweise als Ordnungsmacht empfundenen Staatssozialisten wieder Schlendrian, Korruption und Schicksalsergebenheit in einem Maße breit machten, daß wir beim Wort »Balkan« sofort wieder an »Pulverfaß« denken (der Bürgerkrieg in Jugoslawien wurde von dieser Seite fast dankbar als Beleg aufgenommen). Und dieses Faß hat natürlich keinen Boden. Es ist für mich, der ich nun seit gut vier Jahren fast wie ein Bulgare der Re-Balkanisierung dieses Landes beiwohne, natürlich beglückend, daß ausgerechnet in der deutschen hermeneutischen Philosophie Gedanken kursieren, die es uns ermöglichen könnten, »zur Überwindung der Furcht« (Epikur) vor dem Balkan beizutragen. Es sind Gedanken von Odo Marquard. Seine These ist, daß Westeuropa nach dem Tod Gottes dazu verdammt ist, selber Schicksal zu spielen. Er zitiert den frühen Marx mit den Worten: »Die Menschen machen ihre Geschichte selber«. In einem typisch Marquardschen Neologismus ersetzt nun die »Machsals« des Menschen das »Schicksal«, und so tritt auf einmal das Problem der Steuerung der Wirklichkeit zum Guten in den Blick; die Abwehr von Schicksalsschlägen als Krisenmanagement. Der Polytheismus, wie er in der Antike herrschte, bietet hier ein Vorbild, das nur säkularisiert zu werden braucht, um auf die Verhältnisse der modernen Welt unmittelbar Anwendung finden zu können. Und genau hier ist der Punkt, an dem sich das Denken Marquards als Schlüssel zur Welt des Balkans erweist, auf dem, durch die ganz andersartige Verfaßtheit der orthodoxen Christlichkeit, die antiken Erzählstrukturen niemals völlig vergangen sind. Nicht nur die Nähe Griechenlands, das von den Zeiten Philipps II. im 4. Jahrhundert vor Christus bis ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder Herrschaft über Süd-Bulgarien ausübte, sondern auch die gemeinsame byzantinische Tradition haben einen Individualismus befördert, den Marquard für Westeuropa erst einklagen muß: »Das Individuum entsteht gegen den Monotheismus. Solange - im Polytheismus - viele Götter mächtig waren, hatte der Einzelne - wo er nicht durch politische Monopolgewalt bedroht war - ohne viel Aufhebens seinen Spielraum dadurch, daß er jedem Gott gegenüber immer gerade durch den Dienst für einen anderen entschuldigt und somit temperiert unerreichbar sein konnte: Es braucht ein gewisses Maß an Schlamperei, die durch die Kollision der regierenden Gewalten entsteht, um diesen Freiraum zu haben; ein Minimum an Chaos ist die Bedingung der Möglichkeit der Individualität.«

Die Re-Balkanisierung der südosteuropäischen Länder, die vom aufgeklärten Westen mit Besorgnis verfolgt wird, kann deswegen also unmöglich nur negativ kommentiert werden. Nach fünfzig Jahren monomythischer Geschichte im real existierenden Sozialismus, die den Einzelnen auf unbedingte Gefolgschaft zum Prinzip Kommunismus verpflichtete, ist Re-Balkanisierung auch so etwas wie der Befreiungsschlag von Menschen, die zwar in der Regel gehorsam waren, aber, wie Bulgarienkenner Norbert Randow pointiert, »gehorsame Anarchisten«.

Das »Minimum an Chaos«, das Marquard den Deutschen wünscht, wird in Bulgarien seit einem Jahrzehnt bei weitem überschritten. Dem nach wie vor real existierenden Bürokratismus, der zwischen 1944 und 1989 aufgebaut wurde und dessen verkrustete Strukturen kaum Auflösungserscheinungen zeigen, steht die organisierte Kriminalität inklusive der pauschal beklagten Korruption wie ein übergangsweise notwendiges Korrektiv gegenüber, und dies um so mehr, als viele Bulgaren ihre Führungsmannschaft selbst als »Mafioti« bezeichnen. Dann doch lieber mafiotischer Pluralismus! Bestechung schadet, und sie schadet vor allem dort, wo sie auf höchster Ebene und in größtem Maßstab erfolgt, weil sie die Verelendung des Volkes in unerträglicher Weise jenseits des Aushaltbaren vorantreibt. Mitte der neunziger Jahre gab es eine gewaltige Brotkrise. »Nur das Brot steht höher als Gott«, sagen die Bulgaren, und dieses Brot wurde nicht mehr gebacken, weil Geschäftemacher das Weizenmehl an das bürgerkriegsführende Jugoslawien verscherbelt hatten. Dieses Mehl mußte dann wenig später zu erhöhten Preisen von Jugoslawien wieder zurückgekauft werden. Derlei Tragödien einer Korruption großen Stils verstellen jedoch den Blick dafür, daß es auch so etwas wie eine »nette Korruption« gibt, eine Korruption kleinen Maßstabs, die den Verhältnissen die monomythische Fatalität der einen, der von oben verhängten Geschichte nimmt und jene Freiräume schafft, die »die Bedingung der Möglichkeit von Individualität« sind, die Marquard im Auge hat.

Wer Korruption, wie wir Deutschen es tun, nur als Gegensatz jener Kantischen Ethik sieht, die den kategorischen Imperativ als ausnahmslose Handlungsvorschrift betrachtet, der sieht gar nichts. Korruption ist auf dem Balkan nicht entstanden als Antwort auf den Staatssozialismus, sondern sie hat Tradition. Die Kultur des Schenkens ist in Bulgarien seit den Zeiten der Thraker vor dreitausend Jahren hoch entwickelt, und sie beruht auf der Kultur der »uwashenie«, einer Tugend, die mit »Achtung« oder »Respekt

vor dem Anderen« nur unzureichend übersetzt ist. Uwashenie setzt, im Gegensatz zur Höflichkeit, die eine stilisierte Umgangsform bezeichnet, die *Wahrnehmung* des Anderen voraus. Höflichkeit ist nicht nur per se auf die Verkehrsformen innerhalb einer Klasse beschränkt (was ihre Fortsetzung als »Zugehörigkeitsmal« auch innerhalb des Bürgertums ermöglichte), sie ist auch innerhalb der mit ihr operierenden Klasse ein Mittel zur Wahrung von Distanz. Gerade das ist Uwashenie nicht. Sie erstreckt sich auf alle Menschen, und sie hebt am Menschen eben nicht die soziale Zugehörigkeit hervor, sondern seine spezifischen menschlichen Qualitäten, unter denen die Ehrlichkeit, die Gastfreundlichkeit und die Großzügigkeit an erster Stelle rangieren. Sie verdammt den Einzelnen nicht für das, was er in diesem schweren Leben nicht werden konnte, sondern hebt an ihm das hervor, was er trotz allem geworden ist. Dafür spricht sie ihm Anerkennung aus. Und so ist Uwashenie die ideale Grundlage zur Eröffnung eines Gesprächs. Man muß das erlebt haben, wie in Bulgarien nicht ein einziges Gespräch beginnt, ohne daß sich die Menschen etwas Nettos sagen. Das mag verlogen sein, aber es tut gut. Es hebt hervor, daß sich vielleicht doch etwas machen läßt. Das Wort »unmöglich« existiert in Bulgarien nicht. Statt dessen existiert: »Shte widim!« - »Wir werden sehen!« Der Zukunft wird keine fatale Gesetzmäßigkeit unterstellt, sondern ein Freiraum zugetraut, innerhalb dessen der Mensch operieren kann. Und tritt dieser Freiraum erst einmal in den Bereich des Möglichen, so liegt auch der Gedanke nahe, sich das Schicksal günstig zu stimmen. Zum Beispiel durch Geschenke. Oder durch Opfer. Oder - in nochmals gesteigerter Form - durch eine schöne Geschichte. Geschichten aber sind etwas, das dort, wo *die eine Geschichte* normativ festgeschrieben worden ist, nicht erzählbar sind. Geschichten erfordern ein Denken, das zukunfts offen ist und das nicht alles beurteilt und kritisiert im Hinblick auf das eine große Ziel, das bereits vorformuliert ist in den großen Theorien der Aufklärung.

Vor einiger Zeit sah ich einen bulgarischen Film. Ein Mann ist Hals über Kopf und ohne festes Ziel von zu Hause ausgebrochen und hat unterwegs noch einen weiteren Verlorenen aufgegabelt. Der Film ist aus den siebziger Jahren, einer schlimmen Zeit für Autos. So ist es nicht verwunderlich, daß der Wagen der beiden Männer von einem Rad überholt wird, das sich von einem anderen Auto gelöst hat. Die beiden Männer fluchen keineswegs über das Verkehrshindernis, sondern fragen sich, wohin dieses Rad wohl rollen wird. Und so drückt der Fahrer aufs Gaspedal, damit sie es nicht aus dem Blick

verlieren. Das Rad rollt in ein gottverlassenes Dorf, in dem ein Lehrer als einziger Bewohner zurückgeblieben ist. Aus Mangel an Schülern treibt der Lehrer seine Ziegenherde, von der er lebt, täglich ins Klassenzimmer und gibt ihr Stunden in bulgarischer Geschichte und Literatur. Der ganze restliche Film handelt davon, wie die beiden Männer in diesem Dorf, in dem das Rad der Geschichte zum Stillstand gekommen ist, wieder zu sich selbst finden. Keine Action, keine Explosionen, nur diese drei Männer, die mit dem Leben nicht fertig werden. Also leben sie einfach und nehmen, was es ihnen so zurollt, ganz egal, aus welcher Wirklichkeit es kommt.

### *Abstimmung bis zur Zustimmung*

Die Wirklichkeit des Balkans ist - und hier knüpft die aktuelle Re-Balkanisierung an - nichts Feststehendes, kein krudes Faktum, sondern Verhandlungssache. Man kann darüber reden. Man kann - und hier kommt die Spielleidenschaft der Balkanesen hinzu - um sie pokern, man kann Einsätze auf sie wagen, Kopf und Kragen riskieren, alles auf eine Karte setzen: Wenn das Schicksal einen schlechten Tag hat, dann ist viel zu gewinnen! Das ist nicht moralisch gedacht. Das ist aber menschlich gedacht. Es erlöst den Menschen aus dem »gräßlichen Fatalismus der Geschichte«, den Büchners Danton beschwört, und macht ihn zu ihrem Miterzähler. Und wer aus dieser erzählerischen Haltung heraus agiert, die sich sogar die eigene Biographie zurechtlügt, um den rettenden Haltegriff in der nahen Zukunft ohne schlechtes Gewissen ergreifen zu können, der kann auch seine westeuropäischen Leidensgenossen von ihrem monomythischen Geschichtsdruck entlasten. Wer jemals den Versuch unternommen hat, sich einem Deutschen balkanesisch mit Uwashenie zu nähern, der wird nicht selten überrascht von einem Gefühlsausbruch, den er diesem »kalten Deutschen« niemals zugetraut hätte. Deshalb steckt uns jeder Balkanese mit seiner Kommunikationsfähigkeit, seiner Menschlichkeit (im guten wie im schlechten Sinne) und seinem narrativen Opportunismus ganz einfach in die Tasche. Deshalb gelten wir Deutschen auf dem Balkan zu recht als naiv und als kleinkrämerisch. Deswegen werden wir beim Pokern um das, was der morgige Tag bringen wird, schlicht und einfach in Windeseile unsere Einsätze los, und verdutzt schauen wir ein letztes Mal auf unser blitzblankes Automobil, das wir gerade in einem abgekarteten Spiel gegen ein paar schöne Worte verloren haben. Dieses Automobil wird sofort in die Werkstatt gefahren, gelb umgespritzt und wird dann nach einer

kleinen, den Bürokratismus korrigierenden netten Bestechung eines der 20.000 Taxis, die es allein in Sofia gibt, auf die Suche nach Kunden geschickt, am besten Deutschen, die nicht danach schauen, ob der Taxameter eingeschaltet ist und die in dem Wagen, der gestern noch der ihre war, mit Freuden einen fünffach überhöhten Preis zahlen: »Gott, ist das billig!« Die gängige Reaktion der Deutschen, wenn sie solchen Betrüge- reien auf die Spur kommen, ist nachträgliche Entrüstung. Sie haben zuviel daran ge- dacht, wie es eigentlich hätte laufen müssen und waren darum blind für das, was wirk- lich gelaufen ist. Wir Deutschen erleben uns gerne nicht als Akteure, sondern als Mario- netten der Geschichte. Wir bewegen uns nicht in einer Erzählung, sondern in einem nomothetischen Wertekosmos. Wir trennen die Worte von den Dingen und das Subjekt vom Objekt. Wir beharren darauf, ein unabänderliches Selbst zu haben, zu dem wir stehen, statt ein ganzes Kartenspiel voller Selbste, die wir nach Bedarf aus dem Ärmel ziehen.

Balkanesen brauchen derlei psychologische Konstruktionen nicht, um sich als Individu- en zu konstituieren. Dies hat allerdings den Nachteil, daß Balkanesen nicht besonders selbstkritisch sind. Selbstkritik beruht auf der Fähigkeit zur Selbstreflexion, und diese wiederum setzt eine Abspaltung von der Gesellschaft, jene Differenz zu ihr, voraus, die ein Mensch des Balkans eben nicht inszenieren muß, um irgend so ein behauptetes Selbst zu retten. Balkanesen haben es nicht gern, kritisiert zu werden, sie reagieren ge- kränkt darauf; sie sind als extrovertierte Individuen der Ansicht, daß es keinen Sinn macht, ihr Sosein in Frage zu stellen. Balkanesen brauchen auch nicht verzweifelt zu versuchen, Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte aufzuspüren, sie zu verstehen und »daraus ihre Lehren zu ziehen«. Sie haben zwar ein sehr hoch entwickeltes Ge- schichtsbewußtsein, wissen über ihre Geschichte in der Regel deutlich mehr als wir über die unsere, aber nicht, um daraus zu lernen, sondern um daraus zu erzählen, um ihren Sinn fürs Erzählen daran zu entwickeln. Die Geschichten aus der Geschichte sind ein Einsatz, mit dem man ein Spielchen wagen kann. Die Geschichte fördert ein uner- schöpliches Reservoir an Begebenheiten zutage, mit dem man Gottfried Benns Be- fürchtung aus der Novelle *Gehirne* bestätigen kann: »Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, der könnte meinen, daß es hier geschähe.« Aber es geht eben nicht um Lügen, es geht um Varianten: um Freiräume. Den Balkan »verstehen« zu wollen, ist daher prinzipiell falsch.

Die ganze politische Landschaft des Balkans bleibt unverständlich, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt von Parteien sieht, die sich auf Grund eines gemeinsamen Programms zusammengetan haben. In Wirklichkeit geht die Macht im Lande von Freundeskreisen aus, die sich der Bequemlichkeit halber in derselben Partei versammeln, weil sie nur so Zutritt zu denselben Gaststätten erhalten. Auch dies ist etwas, das wir Deutschen nur mit Empörung aufnehmen können. Aber was ist die Alternative? Soll man sich etwa auf die Korrektheit und Unparteilichkeit irgendeines Richters verlassen? Wer weiß denn, mit wem der befreundet ist? Wer in Bulgarien leben oder mit Bulgaren Geschäftemachen will, der darf sich nicht in den Rüstungen seiner Entrüstungen durch die Schluchten des Balkans bewegen. Wer auf dem Balkan leben will, der sollte den Glauben daran, daß etwas so ist, wie es aussieht, fahren lassen. Leben auf dem Balkan erfordert den Abbau hierarchischen Denkens und seine Transformation in horizontale Kommunikationsstrukturen. Leben auf dem Balkan erfordert totale Flexibilisierung oder, anders ausgedrückt, den Übergang von der Theorie zur Erzählung. Es erfordert die Preisgabe von Analytik und Systematik zugunsten von Wahrnehmung und Kreativität. Wer mit dem Balkan umgehen will, muß begreifen, daß die ungezwungene Kommunikativität der Balkanesen keine Naivität ist, sondern großes Theater, notwendig geworden infolge einer berechtigten Skepsis gegenüber jedweder Macht.

Denn etwas haben die Balkanesen doch aus ihrer Geschichte gelernt: daß, wer die Macht hat, sie früher oder später mißbraucht. Darum verläßt man sich besser nicht auf Wahlversprechen, sondern lieber auf gute Freunde. Die halten Wort, weil sie wissen, daß du an die Winterreifen kommst, die sie wohl, wenn das Wetter sich weiter verschlechtert, bald aufziehen müssen. Selbst dein Gegner beim Pokern, der dich gerade um deine ganze Barschaft erleichtert hat, ist noch verlässlicher als die da oben. Er setzt sich nämlich mit dir an denselben Tisch. Und da ist eben alles Verhandlungssache.